

14. Dezember 2010 – Rezension von Clemens Jesenitschnig zu: Mathias Binswanger, Sinnlose Wettbewerbe. Warum wir immer mehr Unsinn produzieren
*** (von *****)

Luzide in der Analyse, mangelhaft in den Gegenvorschlägen, verbesserungswürdig im Formalen

Der Autor dieses Buches, Mathias Binswanger, ist ein Schweizer Volkswirtschaftler und als Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz tätig.

Seinem Buch "Sinnlose Wettbewerbe" liegt die folgende Kernthese zugrunde (S. 15):

"Ein Markt lässt sich nicht künstlich inszenieren. Künstlich inszenieren lassen sich nur Wettbewerbe, aber diese sorgen im Gegensatz zu einem funktionierenden Marktwettbewerb nicht dafür, dass die Produktion optimal auf die Bedürfnisse der Nachfrager angepasst ist. Nur wo Wettbewerb und Markt zusammenfallen und Marktwettbewerb herrscht, kann die von Adam Smith erstmals beschriebene 'unsichtbare Hand' unter bestimmten Bedingungen über das Preissystem wirken und für Effizienz sorgen. Bei Wettbewerben ohne Markt ist das hingegen nicht der Fall. Statt an den Bedürfnissen der Nachfrager orientieren sich die Produzenten eines Produktes oder einer Leistung an irgendwelchen Kennzahlen oder Indikatoren, die für den Erfolg im Wettbewerb maßgebend sind. Die Ausrichtung an diesen Kennzahlen führt jedoch nicht zu Effizienz, sondern sorgt für perverse Anreize, die dann folgerichtig auch perverse Resultate ergeben."

Binswanger ist kein grundsätzlicher Gegner der Marktwirtschaft und ihrer Prinzipien. In Kapitel 2 ("Der Idealfall des Wettbewerbs") legt er allgemein verständlich ideengeschichtliche Grundlagen marktwirtschaftlichen Denkens dar - vor allem Adam Smiths Theorem der "unsichtbaren Hand" - und analysiert, unter welchen realtypischen Bedingungen Wettbewerb auf Märkten im Smith'schen Sinne funktionieren kann.

In Kapitel 3 führt er aus, warum Wettbewerb ohne tatsächliche Märkte nicht zielführend sein kann: Die Theorie ("es fehlt der Preismechanismus", "perverse Anreize") wird durch eindrückliche empirische Beispiele verdeutlicht (wie jenes der privatisierten englischen Parkwächter, die nach der Anzahl ausgestellter Strafzettel entlohnt wurden: Sofort setzte ein Wettrennen um die meisten ausgeteilten Knöllchen ein...).

Kapitel 4 ist der "Messbarkeitsillusion qualitativer Leistungen" gewidmet: Wiederum lockert Binswanger die (leicht verständlich dargebotenen) theoretischen Ausführungen durch praktische Beispiele auf (wie z.B. soll die Leistung eines Fußball-Feldspielers quantitativ bewertet werden?).

Im 5. Kapitel macht der Autor einen Seitenschritt zur interdisziplinären (ökonomisch-psychologischen) Motivationsforschung und setzt auseinander, dass intrinsische Motivation niemals durch extrinsische aufgewogen werden kann: Das Rezept von "Zuckerbrot und Peitsche" vermag niemals so antriebsfördernd zu wirken wie eigene Motiviertheit.

Mit dem 6. Kapitel beginnt Teil II des Buches: Die vorwiegend theoretischen Ausführungen werden nun mithilfe ausgewählter Themengebiete empirisch vertieft. Vor allem in der Wissenschaft und Forschung, der Schul- und Hochschulbildung und dem Gesundheitswesen macht Binswanger "sinnlose Wettbewerbe" aus, aber auch unternehmensinternen Effizienzwettbewerben und dem zertifikatsgläubigen Nachhaltigkeitsstreben attestiert er Sinnlosigkeit.

Dem wissenschaftlichen Wettbewerbsstreben (Stichworte: Ranking, Exzellenz, Citation Index, Peer Review) ist das 7. Kapitel gewidmet. Neben in der interessierten Öffentlichkeit mehr oder weniger bekannten Tatsachen wartet Binswanger als Insider mit einer ebenso klaren wie erschreckenden Analyse bezüglich des "Peer-Review"-Verfahrens in wissenschaftlichen Fachzeitschriften auf. Dieses Verfahren sorgt dafür, dass strategisches Zitieren und Loben, das Beibehalten bekannter Theorien von fachinternen "Großmeistern" und eine Priorisierung der Form gegenüber dem Artikelinhalt gefördert werde. Welche stupiden Ergüsse die Folge sein können, zeigt Binswanger anhand einer ökonomischen Theorie über Prostitution, die zwei Wirtschaftswissenschaftlerinnen in einer führenden US-Fachzeitschrift publizierten.

Im 8. Kapitel behandelt Binswanger künstliche Wettbewerbe im Gesundheitswesen. Dabei macht er im Zusammenhang mit den Fallpauschalen für Krankenhäuser deutlich, dass hier lediglich ein perverses Anreizsystem (mit künstlichem Wettbewerb) ein anderes (ohne solchem) ersetzt hat: Im Gesundheitssystem ist die strukturelle Ausgestaltung ohne perverse Anreize für die Anbieterseite sehr oft eine politische Quadratur des Kreises.

Im abschließenden 9. Kapitel präsentiert der Autor in knapper Form seine Gegenvorschläge zu den analysierten, künstlich inszenierten Wettbewerben.

Binswangers theoretische und empirische Analyse des Problems ist gut zu lesen und nachzuvollziehen, auch für volkswirtschaftliche Laien. Um seine Argumentation zu stützen, zieht der Autor umfangreiche Literatur aus Ökonomie, Psychologie und Wissenschaftssoziologie heran. Man mag darüber streiten, ob zehn Seiten Literaturverzeichnis für ein Sachbuch zu viel sind. Der Rezensent ist jedoch der Ansicht, dass die solcherart gewonnene Fundierung der Darstellung gut tut und den Lesefluss nicht stört - wer nicht interessiert ist, kann die Hinweise im Fließtext einfach ignorieren.

So überzeugend die Kapitel 1-8 ausfallen, so schwach und enttäuschend mutet das 9. Kapitel an. Das "Sabbatical", das Binswangers Hochschule ihm zum Abfassen des Buches gewährt hatte, neigte sich während der Niederschrift des letzten Kapitels offenbar schon sehr dem Ende zu: Der ganze Abschnitt macht einen ziemlich hingeschluderten und wenig durchdachten Eindruck. (Nur am Rande sei erwähnt, dass dabei die für einen Ökonomen nicht untypische Politikferne zu konstatieren ist; der Autor lässt eine realistische Einschätzung missen, was politisch unter welchen Vorzeichen wie und von wem durchsetzbar sein könnte.) Ein Beispiel: Binswanger meint in Bezug auf den konstatierten "sinnlosen Wettbewerb" in der Wissenschaft: "So wusste man auch in früheren Jahrhunderten durchaus Bescheid, welche Universitäten exzellent waren. Harvard, Yale und Princeton wurden als Topuniversitäten erkannt, obwohl es überhaupt keine Kennzahlen gab, anhand derer man ein Universitätsranking hätte erstellen können. Der Ruf einer Universität hängt letztlich von der außerordentlichen Leistung einzelner Professoren oder Forschungsteams ab und nicht von der Menge an Publikationen und Projekten." (S. 220) Binswangers hier geäußerte Vorstellung, eine "außerordentliche Forschungsleistung" werde von der wissenschaftlichen Umwelt mehr oder weniger objektiv wahrgenommen, ist jedoch (bestenfalls) als höchst naiv zu klassifizieren. Sie ignoriert etwa die (dank des US-Soziologen Robert K. Merton längst bekannte) Tatsache des "Matthäus-Effekts" (auch) in der Wissenschaft:

"Der Matthäus-Effekt besteht darin, dass größere Anteile der Anerkennung für bestimmte wissenschaftliche Beiträge jenen beteiligten Wissenschaftlern zuerkannt werden, die bereits beträchtliches Renommee genießen. Gleichzeitig wird diese Anerkennung anderen

partizipierenden Wissenschaftlern verwehrt, die sich noch nicht profiliert haben." (Robert K. Merton; Übers. d. Rezensenten)

Als zweites großes Negativum des Buches ist die mangelnde Sorgfalt im Formalen festzustellen. Der eine oder andere Druckfehler wäre zu verschmerzen. Aber wenn schon der professorale Verfasser nicht merkt, welche sprachlichen Böcke er mit "aufoktroyieren" (S. 140 u.ö.) oder "optimalerem Verhalten" (S. 195) schießt, so hätte dies zumindest einem aufmerksamen Lektor bzw. Korrektor auffallen müssen. Das Literaturverzeichnis ist höchst benutzerunfreundlich gestaltet und komplett linksbündig gehalten, ohne Einrückung für Titel über eine Zeile Länge. Trefflich dazu passt, dass manche Literaturhinweise aus dem Fließtext überhaupt fehlen (so sucht man den mehrmals erwähnten "Baethge 2008" vergebens).

Diese Kritikpunkte lassen es nicht zu, mehr als drei Sterne zu vergeben. Die Lektüre der Kapitel 1-8 kann der Rezensent gleichwohl als gut verständliche und anregende Analyse zum Themenbereich "Wettbewerb ohne Märkte" und "perverse ökonomische Anreizsysteme" empfehlen.